

ADRIANA LISBOA  
Der Sommer der Schmetterlinge




ADRIANA LISBOA

# Der Sommer der Schmetterlinge

Roman

Aus dem brasilianischen Portugiesisch  
von Enno Petermann

 aufbau

Die Originalausgabe unter dem Titel  
*Sinfonia em branco*  
erschien bei Editora Rocco, Rio de Janeiro.

Obra publicada com o apoio do Ministério da Cultura do  
Brasil/Fundação Biblioteca Nacional.

Die Publikation dieses Werkes wurde vom brasilianischen  
Kulturministerium (Fundação Biblioteca Nacional) gefördert.



MINISTÉRIO DA CULTURA  
Fundação BIBLIOTECA NACIONAL



MIX  
Papier aus ven-  
antwortungsvollen  
Quellen  
FSC® C083411

ISBN 978-3-351-03537-2

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2013

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2013

© Adriana Lisboa, 2001

By arrangement with Literarische Agentur Mertin, Inh. Nicole Witt e. K.,

Frankfurt am Main, Germany

Einbandgestaltung hißmann, heilmann, Hamburg

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)

EIN SCHMETTERLING,  
EIN VERBOTENER STEINBRUCH

Es blieb noch etwas Zeit bis zu ihrer Ankunft.

Der drückend heiße Sommernachmittag stieg als Staub von der Straße auf und dehnte sich in der Luft. Alles war still, oder fast still, träge, von Schläfrigkeit erfüllt. Ein Mann mit weit geöffneten Augen (durchscheinend vor Helligkeit, was ungewöhnlich war) gab vor, seine Gedanken ganz auf die Straße zu richten. In Wahrheit vermaßen seine Augen andere Orte, streiften auf inneren Wegen und lasen Erinnerungsreste auf, wie ein Kind, das am Strand Muscheln sammelt. Gelegentlich drängte die Gegenwart herein, unterbrach ihn, und er dachte: Bei meinem nächsten Bild werde ich mit Erde arbeiten. Doch dann zog diese braune, dürre, staubige Welt sich wieder zurück, und vor seinem geistigen Auge erschien ein jungfräuliches Weiß, ein weißgekleidetes Mädchen, das ihn an ein Gemälde von Whistler denken ließ.

Tomás erinnerte sich. Die Liebe. Was war aus ihr geworden?

Von der Liebe war nur ein blasser Abdruck geblieben, wie von einem Bild, das viele Jahre an derselben Stelle hing. Doch sie hatte Spuren auf seiner Seele hinterlassen, in seinen hellen Augen, auf dem verblichenen Abbild seiner selbst. Früher hatte die Liebe in ihm geschrien, hatte

sein Innerstes entflammt. Das war nun vorbei. Selbst die Erinnerung war trügerisch, bruchstückhaft. Zufällig erhaltene Skeletteile eines prähistorischen Ungetüms. Unmöglich, ein einheitliches Ganzes wiederherzustellen. Dreißig Jahre danach. Zweihundert Millionen Jahre danach.

Zu Tomás' Füßen schlief der Hund und träumte, ohne die Erinnerung an ein Mädchen in Weiß. Ab und zu winselte er. Dann hob er plötzlich den schwarz-weiß gefleckten Kopf und biss sich in die Pfote, um einen Sandfloh zu entfernen. Die Perlhühner der Köchin Jorgina gackerten unbeachtet vor sich hin. Es war ein glanzloser Nachmittag, wie ein altes Stück Gummi, ein abgefahrener Reifen. Ein Fossil, zweihundert Millionen Jahre alt.

Die Bougainvilleen blühten hemmungslos, fast aggressiv, die Zweige trieben in alle Richtungen und trugen Stacheln, im Widerspruch zur Zartheit ihrer Blüten. Diese Bougainvilleen waren lange vor Tomás da gewesen und würden es womöglich noch sein, wenn er auf die eine oder andere Weise gegangen war.

Der Hund, der weder Namen noch Herrn besaß, der dieses Haus einfach als das seine auserkoren hatte und die Speisereste, die die Köchin zwei Mal täglich auf Zeitungspapier neben den Wassertank legte, als die seinen ansah, kümmerte sich nicht weiter um den Sandfloh und versank wieder in seinen geheimnisvollen Träumen.

Geheimnisvoll wie die Träume von Säuglingen. Oft hatte Tomás sich gefragt, was für Träume wohl im Gehirn eines Neugeborenen herumschwirrten. Waren es Erinnerungen an den Uterus? Flüssige, rötliche Träume? Einmal

stellte er sich vor, dass ein Säugling vom Augenblick seiner Empfängnis träumte, als hätte er sie miterlebt, als hätte er, aufmerksam beobachtend, sämtliche Phasen der eigenen Entwicklung Schritt für Schritt mitverfolgt. Ein Zellhaufen, von der Wissenschaft mit unpoetischen Namen bedacht: Morula, Blastula, Gastrula, ein Embryo, ein Fötus. Der die halbbewusste Überzeugung in sich trug, von Anfang an, seit der Befruchtung der Eizelle, durch eine Art genetische Information seine Mutter zu kennen.

Und seinen Vater.

War das tatsächlich so? Man konnte es nicht mit Sicherheit sagen.

Immer wieder wurden seine hellen Augen feucht. Schon als Kind hatte Tomás die seltsame Angewohnheit gehabt, sie so lange wie möglich aufzuhalten, ohne zu blinzeln, in einer grausamen Wette gegen sich selbst, aus der er jedes Mal als Gewinner und Verlierer zugleich hervorging. Am Ende kamen ihm die Tränen. Und auch an diesem heißen und trockenen Nachmittag lösten sich aus seinen Augen zwei silbrige Fäden, die niemand sah, weder der Hund noch die Köchin Jorgina. Verbargen sich in diesen Tränen Worte? Oder waren es Tränen jenseits der Worte, jenseits der Welt, jenseits dieses schläfrigen Nachmittags und des intensiven Sommers, der ihm noch hier in seinem Schlupfwinkel in sämtliche Poren drang?

Tomás war kein glücklicher Mensch. Aber auch kein unglücklicher. Er fühlte sich *ausgeglichen*, dafür hatte er einen angemessenen Preis gezahlt, wie er fand, und erhielt

die entsprechenden Zinsen mit Inflationsausgleich. Er hatte einiges aufgegeben. Auf den Traum von einem Königreich verzichtet. Nun herrschte er nur noch über sich selbst und über diese abgeschiedene Hütte inmitten ertragloser Felder und unbefestigter Straßen, die sich während der Trockenzeit in Staub und während der Regenzeit in Schlamm verwandelten und nicht als Wege zum Erfolg taugten. Als er hierher gekommen war (aber nicht deswegen), hatte er gewusst: Das ist das Ende aller Träume. Und jetzt dachte er darüber nach, für seine nächste Arbeit, sein nächstes Bild, Erde zu verwenden – Erde und Farbe? Seine Gedanken waren so banal. So bedeutungslos. So flüchtig wie der Duft, den eine Frau im Vorübergehen hinterlässt.

Hoch oben am Himmel zog ein Flugzeug vorüber, fast unhörbar. Es gab keinen Flughafen in der Nähe. Bestimmt war es unterwegs in die Hauptstadt, nach Rio, zum Aeroporto do Galeão oder zum Santos Dumont. Die Köchin Jorgina, die den Großteil ihrer Zähne verloren hatte und nun stolz ein strahlend weißes Gebiss zur Schau trug, trat leise an Tomás heran und stellte eine Tasse heißen, duftenden Kaffee auf das schmiedeeiserne Verandatischchen. Sie war keine Frau, die viele Worte machte, sie mochte sie nicht. Ohne groß darüber nachzudenken, meinte sie, die Worte seien heimtückisch, wie ein Tier, das auf Beute lauert, und fast immer ungerecht. Sie sah zum Himmel und gab einen bedeutungslosen Seufzer von sich. Dann kehrte sie ins Haus und an den Herd zurück, wo die Bohnen, der Reis und der Braten dampften. In der



Ferne erblickte Tomás den neuen Pick-up von Ilton Xavier, der die Straße entlangpreschte und Staub aufwirbelte. All diese unauffälligen Bewegungen waren wie die Atemzüge eines Schlafenden, nicht mehr, sie brachten keine Unruhe in diesen Nachmittag.

Der Kaffee schmeckte sehr süß, zu süß, aber Tomás hatte gelernt, ihn so zu mögen, wie die Einheimischen ihn tranken: mit wenig Pulver und reichlich Zucker. Der Hund, den eine Bremse belästigte, hob den Kopf und schnappte sich das Insekt im Flug. Gleichgültig betrachtete Tomás seine von der Bermudahose nur zum Teil bedeckten Beine. Wie Tätowierungen zeichneten sich die rauen Male der Wildnis auf seiner Haut ab: unzählige Stiche von Moskitos, Zecken, Bremsen und anderem Getier, eine kleine Narbe an der linken Wade, dort, wo ihm beim Arzt in Jabuticabais eine Fliegenlarve herausgeschnitten worden war. Verletzungen, die er sich in den letzten Jahren zugezogen hatte – seit er hier lebte. So nah und doch so fern von jenem Mädchen in Weiß. Zu seinen Füßen bildete eine geschäftige Ameisenkolonne eine flimmernde Linie auf dem Boden.

Er war weder glücklich noch unglücklich. Ein Mann, der nichts weiter suchte als ein bisschen Stille und die Möglichkeit, aus keinem oder jedem erdenklichen Grund ein paar Tränen zu vergießen. Der eins werden wollte mit dem Staub der Straße, den der neue Pick-up von Ilton Xavier hinter sich zurückließ wie einen Gedanken.

In dem kleinen Wohnzimmer mit dem rötlichen Zementboden stapelten sich die Bilder, die Cândido am

Wochenende abholen würde, Gemälde von bescheidenem Anspruch und bescheidener Größe, die für hundert Reais das Stück weggingen und später die Salons des Provinzbürgertums, Arztpraxen und einfache Anwaltskanzleien schmückten. Cândido zufolge hatte der Notar von Jabuticabais zwei gekauft. Eines hing bei ihm im Büro, das andere hatte er einer Nichte zur Hochzeit geschenkt. Hin und wieder gab jemand ein Porträt in Auftrag, zum doppelten Preis. Cândido freute sich, doch an Tomás' Laune änderte das wenig, sie blieb gleichförmig wie dieser trockene Nachmittag.

Auf den Landschaftsbildern gab es fast immer eine Straße, die ins Nirgendwo führte. Die hinter einem Baum oder einer Kurve oder einem Hügel verschwand. Und rechts unten stand die diskrete Signatur des Malers, der seine Gemälde nur deshalb signierte, weil die Kunden es verlangten. Früher, mit zwanzig, hatte Tomás sich geweigert, seine Arbeiten mit einer Unterschrift zu vershandeln, die die Gesamtkomposition zerstörte. Das war, als hustete jemand in einem Konzert, als gingen im Kino die Lichter an, bevor der Film zu Ende war. Inzwischen machte er, was die Kunden wollten, und in deren Augen verlieh eine Signatur dem Bild Authentizität. Status. Selbst die Signatur eines unbekanntenen Malers. Sie war unverzichtbar. Nun denn. Es spielte keine Rolle. Mit schwarzer Farbe und der Schönschrift eines Grundschülers setzte er seinen Namen darunter.

Einmal hatte ihm eine Kundin erzählt: Meine Nichte ist in Europa gewesen. In Paris. Und hat mir von dort ein

riesiges Poster mit einem Foto mitgebracht, einem Schwarzweißfoto von einem Mann und einer Frau, die sich mitten auf der Straße küssen. Nie werde ich das in meinem Wohnzimmer aufhängen. Ihre Bilder, ja. Ihre Landschaften sind wirklich schön, und außerdem sind es Ölgemälde, so was ist wertvoll.

Tomás dachte an die meisterhafte Fotografie von Robert Doisneau. Lächelnd zündete er sich eine Zigarette an, und der Rauch stieg spiralförmig empor wie eine tanzende Schlange. Einen Moment lang bildete er eine weibliche Gestalt, die gleich wieder zerfloss. Vom vielen Schlafen müde, stand der Hund auf, kratzte sich mit der Hinterpfote am Ohr und vergaß sie für einen kostbaren Augenblick in der Luft, während er in die Ferne blickte und etwas sah, das dem Mann entging. Er wandte den Kopf, bemerkte hinter sich die geöffnete Tür, und plötzlich überkam ihn eine Ahnung, die ihm ein sanftes, fast unsichtbares Lächeln in sein Hundegesicht zauberte. Dann legte er sich zwei Meter weiter wieder hin, wo das Gras hoch und vielleicht kühler war.

Für Tomás gab es nichts Neues mehr. Es wurden nur wenige Worte gewechselt, was daran lag, dass er die meiste Zeit mit einer Köchin verbrachte, die nicht gern redete und sich durch ein Lächeln und einen Einsilber verständigte – oder durch deren Ausbleiben. Nur selten fuhr er nach Jabuticabais, in die nächstgelegene Stadt, um seine mehr als bescheidenen Einkäufe zu erledigen. Darüber hinaus gab es nur die Besuche seiner Freundin Clarice. Und die Besuche bei seiner Freundin Clarice. Die dazu

dienten, sich noch einmal zu vergewissern: Es gab nichts Neues. Sein Weg war zu Ende, Tomás durfte sich in den Schatten setzen, vor die Ziellinie, die mit dem Ausgangspunkt zusammenfiel, so als hätte er sich überhaupt nicht bewegt oder als hätte sein Leben einen Bogen von 360 Grad beschrieben. Hier konnte er nun die Erdumdrehung beobachten und die magere Abfolge der Jahreszeiten. Das Zusammensein mit Clarice fügte sich in diese Wirklichkeit ein, ohne Forderungen, ohne Erschütterungen, ohne Aufsehen. Es erzeugte keinen Missklang, der nach einer Reaktion verlangt hätte, war still wie alles Übrige. Wenn der aufsteigende Rauch eine weibliche Gestalt formte, dann gewiss nicht die von Clarice. Aber, das musste Tomás sich eingestehen, trotz allem vielleicht noch immer jene andere. Jene, die er am nächsten Tag wiedersehen würde.

Eine Frau, die seine Erinnerung stets in jugendliches Weiß kleidete.